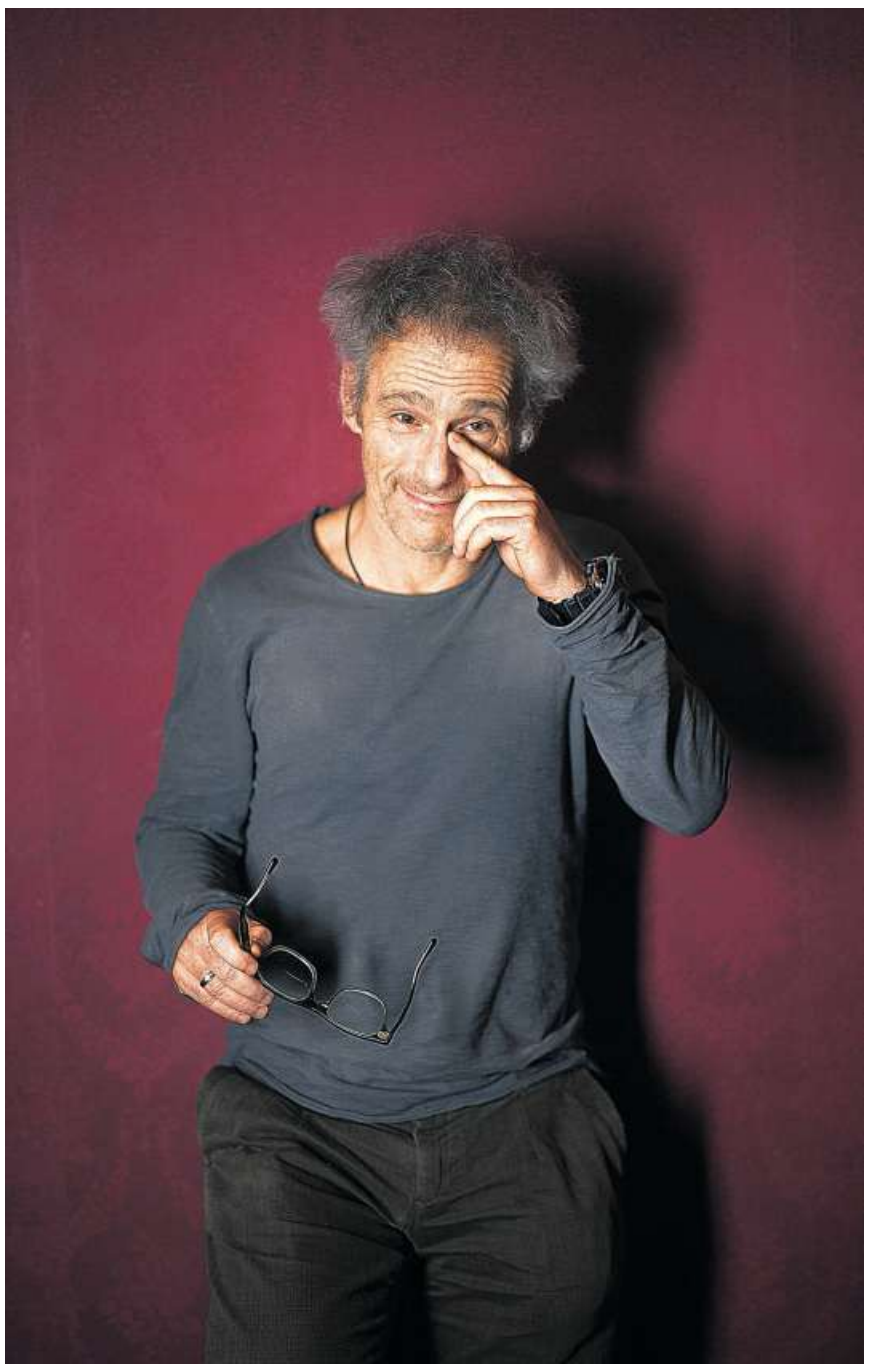
Dani Levy sucht sein Stück und findet wenig Schlaf

Der Regisseur vor der Premiere von «Schweizer Schönheit» am Zürcher Schauspielhaus

Seit Jahrzehnten lebt der Basler Regisseur Dani Levy in Deutschland, wo er zum erfolgreichen Autorenfilmer geworden ist. Nun bringt er in Zürich ein eigenes Theaterstück auf die Bühne und ängstigt sich vor der Premiere.

Urs Bühler

«Das Jenseits müssen wir noch beleuchten», sagt Dani Levy mit Blick auf die technische Probe, die nach dem Interview ansteht: Gleissend hell soll es dann sein. Eigentlich aber nicht viel anders als in der Schweiz. Denn die Schweiz ist das Paradies, das wird der Protagonist auf der Bühne dann auch noch merken. Der Regisseur indes sitzt im Restaurant des Schauspielhauses Zürich vor einem Espresso, sein Blick ist etwas erschöpft und leicht schuldbewusst wie bei einem Schulbuben, dessen Streich zu weit gegangen ist. Hat er sich mit dem Projekt übernommen, das in fünfzig Stunden Premiere feiert? Das Haar ist ähnlich vital zerzaust wie vor dreissig Jahren, als er bei Basel in einer WG wohnte und als Küchenbursche Peperoni in der Serie «Motel» das helvetische Fernsehpublikum für sich einnahm. Leicht ergraut ist das Haupt aber inzwischen. Vielleicht wird es in den nächsten zwei Nächten noch etwas grauer. Levy schläft zurzeit schlecht, das ist ungewöhnlich für ihn. Die Aufgabe bereitet Kopfzerbrechen.



Dani Levy am Schauspielhaus, das ihm ein Schlafmanko beschert. CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

Schmerzhafter Lernprozess

Den Weg zu «Schweizer Schönheit», der Auftragsarbeit für das Schauspielhaus, die er selbst inszeniert, umschreibt der 57-jährige Basler als sehr intensiven, schmerzhaften Lernprozess. Kurz: Es sei seine anstrengendste Arbeit seit Jahren. Als ziemlicher Anfänger im Theater habe er unterschätzt, was hier die zweifache Belastung als Autor und Regisseur kräftemässig bedeute. Anders als beim Filmemachen – von dem er diese Doppelrolle bestens kennt, wobei er oft sogar selbst mitgespielt hat – schreibt er das Stück während der Proben zu Ende. «Bis vorgestern Nacht habe ich am 3. Akt herumgeschrieben, gestern bekamen die Schauspieler noch neuen Text.»

Ist da tatsächlich eine Angst, dass es nicht funktionieren könnte bei der Premiere am Freitagabend? «Ja. Ich habe zwar ein gesundes Selbstvertrauen. Aber das Problem beim Theater ist, dass man es nie mit Publikum ausprobieren kann. Im Film gibt es Testvorführungen, danach kann man noch überarbeiten.» Das kommt auch seinem spielerischen Flair eher entgegen: Beim Drehen gebe es zwar ein enges Korsett, in zwei, drei Stunden müsse eine Szene im Kasten sein. Die entscheidende Phase mit dem grössten Gestaltungsspielraum sei dann aber der Schnitt, die Montage. Auch im Theater lasse sich zwar in der Phase auf der Probebühne vieles ausprobieren. Aber er hadert gerade damit, dass die Endproben nur zwei Bühnenwochen umfassen. Und das in einer Maschinerie, die viel komplexer sei als im Film.

Das bringt einen an seine Grenzen, der festhält: «Mich fasziniert an erwachsenen Menschen manchmal, dass sie auch in schwierigen Situationen stets wissen, was zu tun ist.» Dann ist es nicht Koketterie, wenn er in Fragebögen als seinen Hauptfehler anführt, nie erwachsen worden zu sein? Tatsächlich: «Ich habe immer noch oft das Gefühl, alles mit kindlicher Energie lösen zu können, mit Spontaneität und Naivität.» Das sagt einer, dessen Film «Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» 2007 mit virtuosem Spagat zwischen Geschichte und Groteske in Deutschland das Feuilleton provozierte und eine Million Kinoeintritte erzielte.

Avocado und Autodidaktisches

Nun, das kindliche Gemüt hat auch Vorteile: Levy kann staunen, sich verlieren in Phantasien. Und er versprüht diese Begeisterungsfähigkeit, selbst wenn er müde ist wie jetzt, ob er nun über einen Filmstoff spricht oder über seine liebste Frucht, die Avocado, und die Bäume, an denen sie wächst. Nur klappt es leider nie, diese Pflanze in Deutschland zu ziehen, er hat es oft und vergeblich versucht. Richtig gut funktioniert hat dafür sein eigener Versuch, dort Wurzeln zu schlagen. Seit über dreissig Jahren lebt der heutige Familienvater in Berlin. Als er hinzog, hatte er nebst der Matura Erfahrungen als Clown, Akrobat und Mitglied eines Jugendtheaters vorzuweisen.

Bis heute hat er keine Ausbildung gemacht, auch nicht zum Regisseur. Das trägt nach seiner Überzeugung viel zur Eigenständigkeit seiner Filme bei: «Es liegt eine grosse Kraft im Autodidaktischen, weil man nicht so für das System geschliffen wird.» Das Resultat sind Werke wie die Komödie «Alles auf Zucker», die 2005 beim Deutschen Filmpreis abräumte und seinen Ruf als Meister des jüdischen Humors und Autorenfilmer mitbegründete. Statt fremde Skripts endlos zu überarbeiten, setze er lieber eigene Ideen um. Er schwört auf die Energie, die diese enge Bindung an den Stoff freisetzt. Und wie wichtig sind die finanziellen Mittel? In seiner Produktionsgesellschaft X-Filme, die er mit Tom Tykwer und anderen gegründet hat, gilt er als «Low-Budget-Schmuddelkind». Und zu seinen Lieblingsfilmen zählt «Dark Star», John Carpenters Science-Fiction-Parodie, die mit einem 60 000-Dollar-Budget Filmgeschichte schrieb. Natürlich brauche es Geld zum Filmen. Aber den Umkehrschluss, dass mehr Geld bessere Filme bringe, findet Levy problematisch. Entscheidend sei, wie tragfähig die Grundidee eines Stoffs sei. «Da hilft viel Geld nichts, im Gegenteil. Es kann in die Irre führen.»

Ausbruch aus der Idylle

Nun also hat er ein Theaterstück geschrieben, das ziemlich unterhaltsam werden dürfte. Es handelt in und von der Schweiz, einem «sehr schönen Land, das in einer gesellschaftlichen Erstarrung lebt, zumindest partiell». Das Bühnenbild zeigt zunächst einen akkurat gestutzten Rasen, davor einen weissen Zaun, dahinter Einblicke in gepflegte Haushalte eines Doppeleinfamilienhauses. Es geht um den Mittelstand im fiktiven Wohlstadt, einem dieser hübschen Orte, wo dieses «hohe Glücksgefühl herrscht und die Vorstellung wohlverdienter Unverwundbarkeit», wie er es in einem anderen Interview formuliert hat.

Fühlt er sich denn kompetent, diesem Land die Temperatur zu messen? Er sei hier aufgewachsen, sagt er, pflege seit einigen Jahren wieder engere Kontakte zur Heimat. Für Werbefilme arbeitet er oft in der Schweiz, wo seine Kinowerke meist als Koproduktionen verankert sind. Auch lese er regelmässig hiesige Zeitungen – eine davon nur, weil Roger Köppel sie ihm seit einem Gespräch wöchentlich zukommen lasse: Zwar sei die «Weltwoche» ihm, Levy, «oftmals zuwider», doch sehe er darin eine Schweiz gespiegelt, die er sonst nicht so kenne.

Auch für das Kino hat er einen helvetischen Stoff in Planung, einen Spielfilm zum Fraumünsterpostraub von 1997, wofür er schon mit den Räubern gesprochen und Prozessmaterial studiert hat. Zuerst geht es nun aber auf die Bühne, zu Balz Häfeli, und der lässt das Herz für Versager höher schlagen, das Levy eigen ist wie vielen Meistern der Tragikomik, von Woody Allen über Kaurismäki bis zu Chaplin (dem er allerdings Buster Keaton vorzieht). Mit fünfzig Jahren aber bricht sein Protagonist aus dem Dasein eines Unscheinbaren aus, zieht in den Gartenschuppen und wird zum gesellschaftlichen Störfall. So gerät er in wirkliche Probleme, und das ist es, was Levy interessiert: «Ich bin auf der Seite derer, die eine existenzielle Not haben.» Und diese sind auf seiner Seite, denn ohne Figuren in solcher Not entsteht gemäss seiner Überzeugung auch keine wirkliche Komik. Ist Häfeli denn schon vollständig ausgeformt? «Ich glaube nicht», sagt sein Erschaffer. «Ich denke, es passiert noch etwas bis zum Freitag.»

Die Macht der Sängerin

Das französische Duo The Dø im «Mascotte»

Ueli Bernays · An sich handelt es sich bei The Dø um ein Duo. Seit gut sieben Jahren musizieren der französische Komponist und Multiinstrumentalist Dan Levy und die finnisch-französische Sängerin Olivia Merilahti zusammen in den Spielzimmern der Pop-Musik. Dabei schaffen sie mit erstaunlicher Verlässlichkeit Songs, die bei aller Simplizität und Gefälligkeit auch ins Abseitige und Komische winken. Für frühe Hits wie «On My Shoulders» bediente sich The Dø noch bei einem klassischen Pop-Instrumentarium, das durch allerlei klangliche Effekte aufgelockert wurde. Das dritte Album, «Shake, Shook, Shaken», im letzten Herbst erschienen, erwies sich dann sozusagen als neues Bekenntnis zu Elektro-Pop.

Es bestimmte am Mittwoch auch das Konzert im proppenvollen «Mascotte», wo sich das Duo von zwei weiteren Mitmusikern und einer Mitmusikerin begleiten liess. Nun ergab sich jedoch nicht der Eindruck von The Dø plus Trio-Begleitung – vielmehr standen alle im Schatten von Merilahti. Das mag einerseits typisch sein für die Eindeutigkeit von Pop-Performances im Allgemeinen. Andrerseits setzte sich die Sängerin, anfangs von einem kimonoartigen Overall verschleiert, sogleich eben als jene Kraft in Szene, die über die musikalische Mechanik hinausging, um Charme zu verströmen und die Songs zu beseelen, zu verklären. Die neuen Stücke sind stets ähnlich gestrickt: Klanglich sind sie geprägt durch Minimalmotive oder dröhnende «drones», die sich durchs ganze Stück ziehen. Merilahtis Gesang verteidigt dagegen mit ihrer bald schrillen, bald brüchigen Stimme sozusagen das humane Moment. Denn wo sich im Elektro-Pop vorproduzierte Sequenzen oft als gnadenloser Käfig erweisen, fügt sich die Sängerin den Vorgaben manchmal zwar wie eine Marionette, manchmal aber überspielt sie sie wie ein naives oder bekifftes Mädchen. Das zeigte sich live gleich in den ersten neuen Songs wie «Keep Your Lips Sealed».

Schade nur, dass die Band die Freiheiten der Sängerin durch grobe Rhythmik konterkarierte – stets wurden die geraden Beats geschlagen und gehauen. Möglich, dass Levy so tribal-archaische Wirkung erzielen möchte; aber auf die Dauer wirkte das kollektive Getrommel eher primitiv und abgedroschen. Auch in längeren Instrumentalpassagen wirkte The Dø plötzlich grobschlächtig und schwerfällig. Begeisterung also gab es immer nur mit und dank Merilahti – im hypnotischen «Slippery Slope» zum Beispiel oder in der mehrstimmig intonierten Hymne «Lick My Wounds».

Zürich, Mascotte, 18. Februar.

Glitzern dank Gegensätzen

My Brightest Diamond und Tim Fite im Bogen F

Markus Ganz · Dümmlich grinst Tim Fite ins Publikum – und klärt dann doch einige der grossen Fragen der Menschheit im digitalen Zeitalter. Wie etwa entstehen heute Babys, und welche Rolle spielen dabei Smartphones? Didaktisch geschickt verdeutlicht das Original aus Brooklyn seine Erklärungen mit Illustrationen auf einem Bildschirm. Dort sind auch seine Begleitmusiker zu sehen, wobei drei ihm aufs Haar gleichen und der vierte angeblich über Satellit mitspielt. Tim Fite vermittelt seine Weisheiten rappend und singend in erstaunlich musikalischen Stücken zwischen Folk und Hip-Hop. Er hinterfragt auch listig die Rituale der Publikumsanimation und nimmt Bezug auf das Konzert von My Brightest Diamond. Es sei einmal ein Kohlestück gewesen, das wegen seines schmutzigen Aussehens ausgelacht worden sei. Bis jemand den Staub abgewischt habe und ein Diamant hervorgekommen sei.

Auch Shara Worden alias My Brightest Diamond liebt Metaphern. Im Song «Pressure» erklärt die amerikanische Musikerin, dass Diamanten unter Druck entstünden. Sie singt zunächst ohne Begleitung, bis das Stück mit Trommelwirbeln richtig beginnt und mit Bläsersätzen eine mitreissende Wucht entwickelt. Songs wie dieser sind kleine Diamanten, die erst durch den Druck der Gegensätze ihre glitzernde Schönheit erhalten. Shara Worden kennt denn auch den Wert der Dunkelheit: Als erstes Stück hat sie mit heftiger E-Gitarre eine berührende Version von Jeff Buckleys «Gunshot Glitter» gespielt.

Shara Worden begleitet sich oft auch an den Keyboards, stets getragen vom satten Zusammenspiel ihrer zwei Kollegen am Schlagzeug und am Bass. Im Mittelpunkt steht aber ihr Gesang, und es ist nicht zu überhören, dass sie Operngesang studiert hat. Sie singt in allen Tonlagen mit perfekter Intonation. Als das Publikum bei «Before The Words» ihren «hu-hu-huuu»-Refrain in den Ruf einer Eule umwandelt, greift sie dies begeistert auf. Sie liebt das Spiel mit wechselnden Betonungen von Wörtern wie Laurie Anderson, an die auch der Text erinnert.

Shara Worden wird zur «Indie Classical»-Szene gezählt, in der der Austausch zwischen klassischer Musik und Rock, Pop und Jazz gepflegt wird. Dies zeigt sich in den zuweilen orchestralen Arrangements deutlich. Bezüglich Auftreten versteht sie sich aber offensichtlich als Pop-Musikerin. Zum Abschluss des Konzerts mischt sie sich unter das Publikum und tanzt ausgelassen zu massiven Hip-Hop-Beats.

Zürich, Bogen F, 18. Februar.

JETZT

Chorkonzert

Das **Vokalensemble Incantanti,** vor zwölf Jahren vom Dirigenten Christian Klucker in Chur gegründet, vereinigt sich für das neuste Projekt erneut mit dem **Barockorchester Le Phénix.** Im Zentrum der Aufführung stehen zwei Chorwerke, die das **Loblied auf zwei ganz unterschiedliche Frauen** anstimmen: Bachs «Magnificat» und Händels «Ode for the Birthday of Queen Anne». Zudem interpretiert die Geigerin Liza Kozlova Bachs Violinkonzert in a-Moll. ***tsr.***

Zürich, 22. 2., St. Peter, 17 h.

Theater

«Meisters Geige» nennen **Hannes Glarner** und **Yves Raeber** ihr neues Stück, das im **Theater Ticino** uraufgeführt wird. Zwei Detektive – Hirngeburten des Violinisten Franz Meister – fahnden nach einer unehelichen Tochter aus Polen; die Spuren führen zurück in Meisters Vergangenheit. Die Violinistin Janka Ryf begleitet die Handlung musikalisch. ***aks.***

Wädenswil, Theater Ticino, 21./22. 2.

www.nzz.ch/nachrichten/kultur